

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1907**

278 (28.11.1907) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 58

Durch wessen Hand.

Kriminalroman von Friedrich Thieme. (Nachdr. verb.)

(Fortsetzung.)

Ulrich befolgte diesen Rat. Am nächsten Morgen begab er sich in einer Kutsche nach dem etwa drei Stunden entfernten Dorf...

Der Jüngere rief überrascht und bestirmt: „Ja, das ist er.“ Der Ältere schien nicht so sicher, erst nachdem er erwogen, daß die auf dem Konterfei dargestellte Person jetzt gegen siebenzig Jahre mehr zählte als damals...

„So steht es für mich fest“, sagte sich der Assessor, „daß Cloth und Böllnig ein und dieselbe Person sind. Damit ist aber auch bewiesen, daß der Herr sich unter seinem Namen nicht wohl fühlte, also wahrscheinlich doch die ruchlose Tat beging.“

Trübe Tage und Nächte zogen über der prachtvollen Villa des Hofkapellmeisters zerauf. Wie gebrochen sah der schwergebeugte Mann fast Tag und Nacht am Krankenbett der geliebten Frau...

Mit roten, entzündeten, kaum noch offen zu haltenden Augen den wirren Phantasien der Kranken folgend, begriff er auch, weshalb sich Jsa so sehr gegen das Engagement einer Wärterin gestraubt...

„Ja, Gott behüte sie, armes, unschuldiges Weib, das in ihren Fieberträumen alle Gewissensmartern, alle Angst einer Verbrecherin erfahren muß“, klagte Rober, mit unendlichem Mitleid die glühende Stirn küßend.

Tod und Leben kämpften ihren erbitterten Kampf, bald hob der Engel des Lebens, bald der des Todes die Wagwale empor. Zweimal glaubte der unglückliche Gatte

und Vater die Hand einer Toten zu halten, vergebens spannte sein lauschendes Ohr auf die unhörbaren Töne des Herzens. Der Arzt jedoch beruhigte ihn.

„Egbert“, murmelten ihre Lippen leise. „Martha, meine Liebe, erkennst du mich wieder?“ rief er in freudigem Entzücken.

„Wo ist Jsa?“ Rober wandte sich bekümmert ab. „Sie hat sich nur ein wenig niedergelegt“, erwiderte er endlich mit erzwungener Ruhe.

Die Kranke beruhigte sich bei dieser Erklärung. Nur wenige Minuten währte das Aufklappen der Befinnung, dann ergriff die Schwäche sie von neuem, sie schlief wieder ein.

Am andern Morgen wiederholte sich der Vorgang. Wieder erwachte Frau Rober, ein schwaches Lächeln verklärte die bleichen blutlosen Lippen...

„Sorge dich nicht, Martha, das wird alles wieder gut.“ „Wo ist Jsa?“ „Nur ein wenig spazieren gegangen.“

Einige Augenblicke verharrte Martha in stillem Hinbrüten, auf einmal packte sie mit ihrer fleischlosen Hand die Rippen fest, suchte sich aufzurichten und prekte erschrocken die Worte hervor:

„Es ist nicht wahr — sie ist nicht spazieren — so zeitig nicht — wo ist sie?“ Der arme Vater senkte ratlos das Haupt. Was sollte er sagen? Die Wahrheit? Sie hätte der Kranken tödlich werden können.

Der arme Vater senkte ratlos das Haupt. Was sollte er sagen? Die Wahrheit? Sie hätte der Kranken tödlich werden können. So verfuhr er es noch einmal mit einer Befräftigung seiner Angaben und beteuerte, Jsa befände sich in der Tat auf einem Spaziergange.

Diesmal aber schlief Frau Rober nicht gleich wieder ein. Sie verlangte Speise und begehrte ihre Kinder zu sehen. „Ist Jsa noch nicht zurück?“ erkundigte sie sich nach einer Weile beforzt.

„Noch nicht, Martha — schlaf wieder, liebes Herz, du bist noch so schwach.“ Nachdem die Kranke wieder einige Stunden geschlummert, war ihre erste Frage nach Jsa.

Rober atmete schwer. Wie war es möglich, ihr die fürchtbare Nachricht noch länger vorzuenthalten? Komte man ihr sagen, Jsa sei verheiratet? Nein, sie wußte, daß Jsa jetzt nicht von ihr weichen würde.

„Liebes Kind“, hub er an, „beruhige dich nicht — Jsa ist allerdings abwesend, aber nur vorübergehend.“ „Wo ist sie?“ beharrte die Kranke.

„Es handelt sich um das traurige Ereignis, das uns alle so in Schrecken veretzt hat und wohl auch die Hauptursache deiner Krankheit ist.“

„Um den Mord?“ fragte Martha, ihm stier anschend. „Du zwingst mich, dir es zu sagen“, erwiderte zögernd der gepeinigete Ehemann. „Dein Zustand —“

„Ach, laß und sprich“, rief sie ungeduldig. „Was hat Jsas Abwesenheit mit dem Morde zu tun?“

„Es ist nichts, als ein Ausfluß der Aftersweisheit unserer Justiz — aus dem Umstande, daß Jsa ihren Bräutigam nicht liebte, leitete sie —“

„Gott im Himmel, sie ist verhaftet? Als Mörderin ihres Bräutigams eingekerkert?“ schrie die Kranke auf. Rober beugte sich über sie, küßte sie, streichelte ihre Stirn.

Wie wirken die Sigbäder? Es ist eine eigentümliche Sache, daß sich in neuerer Zeit eine der Winterkälte Schule entgegengekehrte Ansicht über den Einfluß der Sigbäder zu erkennen gibt. Während man früher annahm, daß die Wirkung eines kalten oder warmen Sigbades in erster Linie nur die Teile betrefte, die in das Wasser eintauchten und das übrige Blutgefäßsystem nur indirekt beeinflusst würde, behauptet jetzt Dr. Brun in der „Zeitschrift für Klinische Medizin“, daß solches eine falsche Ansicht sei. Er ist nach den verbesserten Untersuchungen von Otfried Müller zu den Ergebnissen gekommen, daß bei der Kältereizung der Bauchpartien durch ein kaltes Sigbad eine Zusammenziehung sämtlicher Hautgefäße der ganzen Körperoberfläche und auch der Muskelgefäße eintritt, wie an den Gliedmaßen durch Messung nachweisbar, an der übrigen Körperoberfläche aber höchst wahrscheinlich ist. Bei warmen oder heißen Sigbädern ist natürlich das Entgegengesetzte der Fall, denn dann erschlaffen alle Gefäße der Körperoberfläche usw. Ob dabei die von Winterkälte und seiner Schule aufgestellte Behauptung richtig ist, daß unter allen Umständen eine Ausgleichung zwischen der Eigenschaft der Hautgefäße und dem Füllungsstande der inneren Blutgefäße, namentlich des Darms, stattfindet, wird von Brun noch als unbestimmt hingestellt.

Tierkunde.

Königinenmord im Ameisenhaufe. Einem, unter diesem Titel von Dr. F. Knauer im „Kosmos“ veröffentlichten, interessanten Artikel entnehmen wir folgendes: Im nördlichen Mitteleuropa lebt die kleine gelbe Säbelameise als „Königin“ bei der bekannten Kastenameise. Die Herrenameise ist viel kleiner und schwächer als die Damenameise, und letztere ist in fünf- bis zehnfach größerer Zahl vertreten. Es ist nicht möglich, daß die Säbelameise mit Gewalt in den Besitz der fremden Nistkammer gelangt sein kann, um so weniger, als diese nicht nur größer sind, sondern auch mit einem wahrhaften Stachel versehen und durch einen harten Chitinpanzer geschützt sind. Die Gründung dieser gemischten Kolonien kommt vielmehr in folgender Weise zu stande: Nach dem Hochzeitsflug sucht ein befruchtetes Weibchen der Säbelameise die Gesellschaft eines befruchteten Kastenameisenweibchens auf, das sich zur Gründung einer neuen Kolonie unter einem Stein zurückgezogen hat. Nachdem letztere die Eier abgelegt hat und aus diesen Arbeiterinnen ausgeküpft sind, gehen diese auch daran, die Brut der Säbelameisenkönigin aufzuziehen. Während sie aber die Brut beider Weibchen, soweit es sich um Arbeiterinnen handelt, gleichmäßig aufziehen, verhalten sie sich den Larven gegenüber, welche Männchen und Weibchen werden sollen, nicht gleicherweise, sondern ziehen die Larven der Säbelameise lieber auf, als die bezüglichen Larven ihres Stammes, aus dem einfachen Grunde, weil die Männchen und Weibchen der Säbelameise kleiner sind als die der Kastenameise, also leichter zu ernähren sind als diese. Die nordafrikanische Ameise Wheeleria sansschii entbehrt des Standes der Arbeiterinnen. Nach der Befruchtung legt das Weibchen die Flügel ab und sucht dann ein Nest der Ameise Monomorium salomonis auf. Sie wird wiederholt von den fremden Arbeiterinnen zurückgewiesen, aber sie kommt immer wieder und wird endlich aufgenommen. Da ihnen nun die Pflege der kleinen neuen Königin besser paßt als die ihrer größeren Stammkönigin, so töten die Arbeiterinnen die eigene Königin und widmen sich ganz der neuen Königin und der Pflege ihrer Brut. Die jungen Männchen und Weibchen der Wheeleria, die da in der fremden Kolonie erscheinen, paaren sich hier und suchen die befruchteten Weibchen dann wieder andere Kolonien von Monomorium-Ameisen auf und vertrauen diesen ihre Brut an.

Allerlei.

Der Erfinder der Strickmaschine. Das Stricken als Handarbeit soll schon im 13. Jahrhundert in Italien bekannt gewesen sein; nach anderen Quellen wurde es erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Spanien erfunden. Von dort kam das Strumpfflicken zunächst nach England und Schottland; um 1664 wird William Niber als der erste Strumpfflicker in England genannt. Hier erfand nun bereits 1589 William Lee (geb. in Calverton, Nottinghamshire) auch den ersten Strumpfwirkerstuhl (Handkullerstuhl), während er in Calverton Hilfsprediger war. Neben das Motiv, das seine Erfindungsgabe angeregt hat, geben die Ueberlieferungen auseinander. Nach den einen habe er die

Maschine gebaut, um seine immerfort mit den Stricknadeln langweilige Gestecke von dem ewigen Stricktrampf wegzubringen; nach anderen soll seine Gattin durch Stricken den Lebensunterhalt verdienen und er dann den Apparat erfunden haben, um ihr die Arbeit zu erleichtern. Lee richtete auch eine Werkstätte für Wirkwaren in Calverton ein, fand aber weder hier noch in London Anerkennung für seine Erfindung; es heißt, daß die Strickerinnen, die durch ihn ihre Existenz bedroht wähnten, ihn sogar auf der Straße verfolgten. Da er auch bei der Königin Elisabeth keine Unterstützung fand, folgte er einer Einladung Sullys, des Ministers Heinrichs IV., seine Erfindung in Frankreich einzuführen, wo Maria von Medicis die ersten mit der Maschine gestrickten Strümpfe trug. W. Lee starb jedoch wahrscheinlich schon 1610 oder bald darauf und sein Werk hat erst nach seinem Tode Anerkennung und weiteste Verbreitung gefunden.

Wir entnehmen diese Notiz der bekannten trefflichen Monatschrift „Kosmos“, die als Organ der jetzt 38 000 Mitglieder starken Vereinigung gleichen Namens die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in einer intensiven Weise fördert, wie dies bisher noch nicht geschah.

Zahnausziehen mit einem Bindfaden. Vorzüglich auf dem Lande, wo der Zahnarzt nicht immer zur Stelle ist, herrscht noch die Gewohnheit, um den kranken Zahn einen Zwirnfaden zu binden und ihn damit auszugiehen. Wenn es sich um die Milchzähne von Kindern handelt, so ist die Prozedur leicht und von Erfolg begleitet. Wie gefährlich sie jedoch werden kann, das geht aus einer Nachricht aus Darmstadt hervor. Ein junger Mann band um einen kranken Zahn einen Bindfaden und besetzte diesen an die Türklinke. Die Folge davon war, daß, als er die Tür zuschlug, zwar der Zahn mit einem gewaltigen Knack herausfiel, aber auch gleichzeitig ein Stück des Oberkiefers mitging. Der junge Mann mußte sich deshalb schleunigst in ein Krankenhaus begeben und wird an den Folgen dieses selbständigen Zahnausziehens noch lange zu tragen haben. Es ist daher die Pflicht eines jeden, korrige Menschen vor Zahnausziehen nach dieser Methode zu warnen.

Die Zeitehe in Japan. Das Ideal aller Junggesellen, die Ehe auf Probe — die Zeitehe —, für die bei uns Propaganda gemacht wird, ist in Japan eine uralte Einrichtung. Goethe, der Vorkämpfer für eine freiere Gestaltung des Liebeslebens, macht in seinen „Wahlverwandtschaften“ den Vorschlag, daß eine jede Ehe zunächst nur auf fünf Jahre geschlossen werden solle. Diese Auffassung Goethes haben die Japaner, wie Dr. Fr. S. Krauß in seinem großen zusammenfassenden Werke „Das Geschlechtsleben in Glauben, Sitten und Brauch der Japaner“ (Leipzig, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft) schreibt, längst in die Tat umgesetzt. Die Ehen in Japan werden auf Zeit geschlossen, von gesellschaftlich höher stehenden Personen beiderlei Geschlechts auf fünf Jahre, in den niederen Ständen auch auf kürzere Zeit. Dabei findet aber nur höchst selten, nur bei wirklichem offenkundigem Unglück — bei Vorhandensein von Kindern fast nie — ein Auseinandergehen der Eheleute statt.

Aus den Witzblättern.

„Meggendorfer Blätter“.

Falsch angefangen. Lehrer (der den Kleinen den Begriff der Torte beibringen will): „Wenn ihr beim Konditor vorübergeht, habt ihr doch gewiß schon oft im Schaufenster solch rundes Gebäck mit Zucker- oder Schokoladenguß stehen sehen, das euch das Wasser im Munde zusammenzieht und das ihr fürs Leben gern gekauft haben würdet, wenn ihr eben Geld gehabt hättet. Was war das? Nun, Kreischmar, das war: eine Torte...“ Kreischmar: „Eine Tortur.“

Eingegangen. Bergfex: „Darf ich dir eine Zigarette anbieten?“ — Sennerin: „Naa — mit oaner fang' i' net a' — wovonnst mir net die ganze Schachtel schenkst!“ — Bergfex: „Hier — sollst sie haben, keine Kratzbürste — rauchst du denn so gern?“ — „Sennerin: „J — naa, die schen' i' mei'm Sepp!“

Entgegung. Prohensbauer: „Früher hat der Hüala bei uns d' Schul' g'halt'n!“ — Lehrer: „So, so; war der der G'scheitere vom Dorf!“

Land- und Seestudien von Karl Wötcher.

„Wenn du mich liebst, Martha, so halte dich ruhig — rege dich nicht auf — nichts, als ein unseliges Mißverhältnis, das sich in wenigen Tagen auflösen wird.“

„Nein, nein, nein, nein,“ rief die arme Frau in leisem, aber beständigem Tone. „Nein, nein, nein! Das ist der Fluch, der Fluch, Egbert — o barmherziger Gott, mein Kind, mein Kind eine Mörderin? Sie ist unschuldig, Egbert, unschuldig, glaube mir.“

„Ich weiß und fühle es,“ entgegnete er weinend. „Ich habe nie an ihr gezweifelt.“

Da stieß die Kranke plötzlich einen wilden Schrei aus. Der Fieberwahn kehrte zurück, sie schlug um sich, ihre Augen glühten in vulkanischem Feuer, ihre verbrannten Rippen bewegten sich im Krampfe. Schluchzend warf sich der Kapellmeister über sie.

„Selbst, selbst, sie stirbt — ich habe sie getötet!“

Aber sie starb nicht. Der Anfall währte nur wenige Minuten. Dann sank sie ruhiger zurück, bestiger Schweiß brach aus ihren Poren, ihre Augen schlossen sich. Erlösener Schlummer war über sie gekommen.

Als sie gegen Abend erwachte, verlangte sie nach Robert. Im Nebenzimmer des ersten Lebenszeichens von ihr gewärtig, schlich er auf den Behen herbei.

„Nun mein Lieb? Was willst du?“

„Daß gleich den Bürgermeister holen, Egbert,“ flüsterte sie mit schwacher Stimme.

Der Hofkapellmeister glaubte, sie rede irre.

„Den Bürgermeister — wozu?“

„Denke nicht, daß ich im Fieber spreche, Egbert — nein, ich bin so klar bei Sinnen, wie nur jemals — es handelt sich um Isa — ich will ihm alles sagen.“

„Alles — was?“

„Daß sie unschuldig ist —“

„Das habe ich ihm schon gesagt, Martha. Was kann es helfen?“

„Aber ich will es beweisen — sende nur hin, ich weiß, was ich rede. Du sollst alles erfahren, Egbert, wenn er da ist. Ich habe die Kraft nicht, es zweimal zu sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Vetter Franz Michel.

(Nachdr. verb.)

Der Vetter Franz Michel war mein Onkel von väterlicher Seite her. In der oberen Rheinebene heißen die Onkel Vettern und die Tanten Wasen. Obwohl er nicht zu den Lichtgestalten des Lebens zählte, kommen mir, wenn ich an ihn denke, doch stets die Verse in den Sinn:

Er war ein Mann, nehm' alles nur in allem,  
Ihr werdet seinesgleichen nicht mehr sehn.

Er war eine weithin bekannte Persönlichkeit, als Gastwirt beliebt und als Pferdehändler gefürchtet. Sechs Schuh hoch und drei Schuh breit, mit einem Kopf so rund und hart, wie eine Kegeltugel. Die weißen Haare trug er immer ganz kurz geschoren und das rosige Gesicht glatt rasiert. Sonst aber war nichts rosiges in seinem Gesicht, als die Farbe. Gerade und edige Falten hatten dem Fett in seinem Gesicht jede Weichheit genommen und für gewöhnlich war sein Ausdruck hart und drohend. Er konnte aber auch eine freundliche Miene machen und diese bekam ich jedesmal zu sehen, wenn ich als Schulknabe in dem alten gelben Omnibus von der Eisenbahnstation durch die wogenden Kornfelder bis an das Gasthaus zum „Erbrupfen“ fuhr. Dort stand er mit den Händen in den Hosentaschen jedesmal unter der Türe, so breit, daß keine Rahe neben ihm hätte durchschlüpfen können, und auf seinem Gesicht lag Sonnenschein.

„So, der Student ist'ch au wieder do!“ — sagte er jedesmal und streckte mir die Hand entgegen, in der die meinige nur so verschwand. Wenn er mir Platz zum Eintreten gemacht hatte, dann entdeckte ich hinter ihm Vase Franz, die zwar gerade so dick war, wie er, aber um einen guten Kopf kleiner. Der mußte ich immer einen Kuß geben, und wenn dieser für mich sehr peinliche Augenblick überstanden war, dann prüften mich Vetter und Vase mit kritischem Blick von oben bis unten auf mein leibliches Wohlbefinden. Jedesmal fanden sie, ich sei so mager, wie eine Geiß und jehe im Gesicht aus, wie ein Käse zum Rauch.

„Der Vie kriegt halt nix Rechtmäßiges zu essen daheim“ —

erklärte der Vetter Franz Michel kategorisch, der eine tiefe Beachtung für städtische Kost hatte. Dann gab er seiner Frau einen Wink, worauf diese in der Küche verschwand. Er führte mich in das große Wohnzimmer mit der niedrigen Decke und den von ländlicher Künstlerhand in grellen Oelfarben an die Wand gemalten Vignetten, mit allerhand lustlichen Stillleben, wie z. B. Schwarzenmagern mit Bier, oder Wurst mit Wein und ähnlichen Genüssen. Nach kurzer Zeit erschien die Vase mit einer großen Rachel voll Speckeiern und der Vetter holte aus dem Buffet einen Liter Wein und drei Gläser. Die Vase setzte sich rechts, der Vetter Franz Michel links von mir und während die beiden mir fortwährend zusprachen, zu essen und zu trinken, damit ich auch wie ein rechtmäßiger Mensch ausfähe, mußte ich ihnen die Neuigkeiten von zu Hause erzählen. Dann richtete der Vetter plötzlich auf und sagte, er müsse nach den Pferden sehen, die Vase ging in den Garten und ich konnte nun tun, was ich wollte.

So vollzog sich mit stets gleichem Verlauf jedes Jahr mein Empfang beim Vetter Franz Michel und für mich begann auf vier Wochen ein Leben voller Freiheit und Freude. Ich ritt mit den Knechten die Pferde in die Schwemme in den Altwässern des Rheins, fuhr mit dem Vetter auf Pferde- und Fruchtmärkte, konnte stundenlang im Grasgarten unter den Bäumen liegen und wurde bei diesem Schlaraffenleben fett und vergnügt, was der Vetter Franz Michel jede Woche ein- oder zweimal mit Genugtuung konstatierte. Nur eines konnte er nicht begreifen, daß ich keinen Wein mochte und kein Bier, und er hielt nie mit der Ueberzeugung zurück, daß ich deshalb ein so schwächliches Stadtbüchlein sei, wie es auf der anderen Seite seine unerschütterliche Ueberzeugung war, daß der Wein ihn so gesund erhalte. Ich weiß nicht, wie viel er täglich trank, aber so oft ist mir schon der Gedanke gekommen, ob es am Ende mit dem Wein nicht sein könne, wie mit der Elektrizität, die in geringer Stromstärke ungefährlich, in mittleren Stärken schädlich und sogar tödlich und in ganz hohen Spannungen wieder absolut unschädlich ist. Wenigstens muß es beim Vetter Franz Michel so gewesen sein. Obwohl er sich mit ungezählten Gläsern Wein unter Tags auftrug, hatte er keineswegs das Gesicht eines Trinkers und ich habe ihn nie betrunken oder auch nur angetrunken gesehen. „Der Win hält den Menschen zusammen und macht ihm Courage“ — das war seine Weisheit, die er mir oft predigte. Für ihn allerdings war sie eine Wahrheit. Was ich am Vetter Franz Michel vor allem bewunderte, war sein Mut. Er ritt noch in seinen alten Tagen stürzische Gänge zu Schanden und ich habe einmal gesehen, wie er einen wildgewordenen Stier allein einfing. Zwei Juden, die ihn einmal beim Pferdehandel betrogen hatten, band er abends an zwei Apfelbäume und ließ sie dort über Nacht über ihre Sünden nachdenken. Den größten Respekt bekam ich aber vor dem Vetter Franz Michel, als er einmal ein Gespenst bannte. Es war in den Sommerferien und ich hörte von meinen Spielkameraden, daß sich alle Abend ein Gespenst auf der Kirchhofmauer zeige. Das ganze Dorf kam in Aufregung und der Spuk dauerte ziemlich lange. Eines Abends sagte mir der Vetter Franz Michel, ich solle mit ihm gehen, er wolle das Gespenst auch einmal sehen. Zu meiner Verwunderung nahm er zu dem Gange nach dem um die kleine Kirche herumliegenden Gottesacker einen dicken kurzen Reitschiffel mit. Es war eine schwüle Nacht und wir waren kaum fünf Minuten hinter einem Baum gestanden, als richtig auf der Kirchhofmauer eine weiße Gestalt erschien, die schauerliche, wimmernde Töne von sich gab. Der Vetter Franz Michel sagte mir, ich solle ruhig hinter dem Baum stehen bleiben, er werde gleich wiederkommen. Kaum zwei Minuten darauf sah ich die Gestalt meines Veters vom Kirchhof aus auf der Mauer erscheinen und hinter dem Gespenst hergehen. Als das Gespenst sich umdrehte, hatte der Vetter Franz Michel es schon an der Schulter gefaßt und ohne es länger über seine Herkunft zu befragen, fürchterlich verprügelt. Die kläglichen Geisterlaute verwandelten sich ganz plötzlich in die kräftigen Silberstimmeln eines lebenden Menschen, und nachdem die Aktion beendet war, holte mich der Vetter Franz Michel hinter dem Baum hervor, hinter dem ich, vor Furcht zitternd, gestanden war und sagte: „Der geistert nicht!“ Am andern Morgen erfuhr der Vetter Franz Michel, daß der Geist ein alter Spasmacher und Nichtstuer, bei seiner Entlarbung körperlich so schwer mitgenommen worden war, daß der Arzt die Schlußbehandlung übernehmen mußte. Der Geisterbann schickte darauf dem Geist eine halbe Seite Speck, einige Liter Wein und zwei Laib Brot, mit dem Wunsche baldiger Genesung.

Dieser Onkel ist nun vor einigen Tagen gestorben. Ich hatte ihn lange nicht mehr besucht und interessierte mich für sein Ende. Von einem Verwandten erfuhr ich folgendes:

Er war neunzig Jahre alt geworden und hätte nach Ansicht meines Verwandten, eines auch schon siebzehnjährigen Mannes, noch sehr lange leben können, aber er hat sich einmal den Magen verdorben. Das geschah bei Gelegenheit eines Gemeindefestes, wo der Vetter Franz Michel auch dabei sein mußte.

„Er het ä bissel viel trunke bi dem Fest!“ meinte mein Gewährsmann.

„Na, wie viel denn? sicher vier, fünf Viertel?“ fragte ich.

Der Verwandte lächelte milde und meinte: „Mehr, viel mehr!“

„Acht Viertel?“ — schätzte ich. Der Verwandte lächelte wieder nachsichtig.

Ich nahm nun allen Mut zusammen und riet auf zwölf Viertel.

Da sagte mir der alte Mann: „Ich wills Ihre verrate: 25 Viertel het er getrunke!“

Ich machte ein ungläubiges Gesicht; da aber wurde der alte Kerl beleidigt und sagte:

„Ich weiß es ganz genau, denn ich hab mit ihm gezahlt, und ich habe grad zwei Viertel weniger gehabt als er!“

## Ueber die Pflege des Chorgesanges in den Arbeitervereinen

schreibt G. Markt in der „Dreslauer Volkswacht“:

Aus der Geschichte lernen wir, daß sich zugleich mit dem Aufsteigen unterer Volksschichten das geistige, das künstlerische Leben zu verzüngen pflegt. Mit dem 19. Jahrhundert erstand auf dem Gebiete der Vokalmusik das Gesangsvereinswesen, als natürlicher Ausdruck der neuen volkstümlichen Grundlage, auf welche sich die Musik stellte. Etwas unserer jetzt unzähligen Dilettanten-Vereine Entsprechendes kannte das 17. und 18. Jahrhundert nicht. Die Chöre wurden in der Hauptsache von Fachängern ausgeführt, und was damals von diesen verlangt wurde, grenzt beinahe an das Fabelhafte. Heutzutage sehen sich unsere Niederkränze, Chorvereine usw. überwiegend aus volkstümlichen Elementen zusammen, und mit der Pflege des Gesanges ist ein lebhaftes gesellschaftliches Treiben verbunden. Die Gattung des mehrstimmigen Männergesanges, siegreich durch die üppige, wenngleich monotone Schönheit des sinnlichen Klanges, ist ihrer Natur nach auf ein kleines Gebiet beschränkt, ein Gebiet überdies, das nicht auf der Höheebene der Kunst, sondern am Abhang derselben sich ausdehnt, wo die lustigen Brüder wohnen. So lange der Männergesang irgendwo im Glanz der Neuheit auftritt, übt er — ganz abgesehen von seiner geselligen Anziehungskraft — auch auf die Zuhörer einen eigentümlichen Zauber. Man glaubt, an dem reinen, scharfen Zusammenklang frischer Männerstimmen sich nicht satt hören zu können und gibt sich mit der Duzendware von Liebes-, Trink-, Vaterlands- und Scherzliedern gern zufrieden. Freilich macht sich mit der Zeit das Enge und Dürftige dieses Genres recht fühlbar, und man sucht durch Effekthascherei diesen schlichten Rhythmen und Weisen einen neuen Reiz zu verleihen. Weit gefehlt. Nur das Einfache wirkt auf die Sänger selbst und überträgt sich von ihnen leichter auf die Hörer als das Gefühlsfeste. Die Musik ist eine mächtige Supplerin; sie bereint die krocksten Gegenstände, vermittelt den Ausdruck der Freude im Glüd, giebt Balsam auf das unglückliche Gemüt, sie trägt es empor zu jenen reineren Höhen, von wo aus die niederen Kümmernisse sich kleiner ausnehmen, sie begleitet den Kämpfer der Freiheit auf seinen Pfaden.

Was man singt, da laß' dich ruhig nieder,  
Böse Menschen haben keine Nieder.

ist ein sehr wahres Wort, und es ist nicht als ein bloßer Zufall anzusehen, daß der böse Geist Samiel in Webers „Freischütz“ nur eine Sprechrolle ist. Und wenn es eine Nacht gibt, den Arbeiter von dem verderblichen Fusel abzuhalten und erstrebenswerten Zielen zuzuführen, so ist es der Kunstgesang. Dazu gehört freilich noch etwas: die rechte Auswahl der Chöre.

Was der Ausführung moderner und modernster Massenchorer von vornherein entgegensteht, ist die Unverwendbarkeit der Tenöre. Die wenigsten Tenoristen verstehen es, das Falsett richtig anzuwenden. Sache des Liedersmeisters wird es sein

müssen, vielleicht eine Viertelstunde vor Beginn des Chorgesanges methodische Gesangsübungen abzuhalten. Von der Schulung der Tenöre hängt das Gedeihen eines Gesangsvereins ab und es kann nach dieser Richtung nie zu viel getan werden. Daß auch heute — ja gerade heute, wo die Komponisten sich die größte Mühe geben, allen geraden Melodien in weitem Bogen aus dem Wege zu gehen und lieber verträppte Motive zu erfinden, deren Lebensfähigkeit schon mit ihrem Entstehen dahin ist, das schlichte Volkslied den begeisterten Beifall auslöst, hat das Dreslauer Sängerefest zur Evidenz bewiesen.

Was ferner geeignet ist, die Lust am Gesänge bei den arbeitenden Klassen zu fördern, ist der gesunde Humor. Es gibt in der Literatur eine Unzahl frohlicher Trinklieder, die wie Feuer zünden, und eine große Anzahl humorvoller Quartette, Gesänge. Es sei mir gestattet, auf einige nicht schwere Chorstücke, auch heiteren Inhalts, hinzuweisen. Trommelied von Marschner, Nachtigall von Schubert, Der Gondelfahrer von Schubert, Es lebte eine Nat' im Kellernest von Liszt, An einem Bächlein von Baclreut, Heimkehr von Ramm, Durch den Wald von G. Schäffer, Jung Voller von C. Girsch, Sehnsucht von Schubert, Gesang der Geister von Schubert, Pagenlied von Engelsberg, Der Heini von Steyer von Engelsberg, Et, ei, wie scheint der Mond von Weber, Geiger und Pfeifer von Weber.

Der sehr erfreuliche Status, auf dem sich die Arbeiter-Gesangsvereine befinden, läßt weitere Perspektiven ersehen. Es mühte doch ein leichtes sein, auch die Damen der bereits tätigen Sänger zusammenzuführen und auch hier zu versuchen, künstlerische Resultate zu zeitigen.

## Aus allen Gebieten.

Kunst und Wissenschaft.

Das Streben unserer Zeit ist darauf gerichtet, durch Aneignung praktischer Kenntnisse für den Lebenskampf besser gewappnet zu sein. Es kann nicht verwundern, wenn in unserem Zeitalter vor allem naturwissenschaftliche Kenntnisse mehr und mehr ein notwendiges Bedürfnis werden, beherzigt doch die gewaltige Tochter der Naturwissenschaft, die Technik, völlig unser ganzes Tun und Leben. Unzähligen macht sich darum täglich der Mangel an genügender Kenntnis der Naturerscheinungen und ihrer Gesetze fühlbar, den unsere rüstigen Lehrpläne verschulden. Kein Wunder, wenn eine Vereinigung wie der „Rosmos“, die bekannte Gesellschaft von Naturfreunden, so beispiellose Ausdehnung nahm. Vor knapp 4 Jahren mit dem Zweck gegründet, geübene naturkundliche Kenntnisse in allen Volksschichten zu verbreiten, zählt der „Rosmos“ bereits 38 000 Mitglieder und hat eine Kulturmission ersten Ranges schon jetzt erfüllt. Seine Veröffentlichungen, 5 illustrierte Bücher und eine Monatschrift, erhalten die Mitglieder außer anderen Vorteilen für den geringen Jahresbeitrag von 4,80 M. unentgeltlich. Der Beitritt kann bei jeder Buchhandlung erfolgen oder auch direkt bei der Geschäftsstelle in Stuttgart.

Gesundheitspflege.

Nervöse und ihr Nervennittel. Wie viele Nervenleidende probieren eine „Nervennahrung“ nach der anderen, wie sie in den Zeitungen immer aufs neue angepriesen werden. Diese „Nuren“ sind ja so bequem zu machen, da keine der geliebten Gewohnheiten aufgegeben zu werden braucht. Wenn die Mittel aber nichts helfen, und den Kranken wird geraten, einen Versuch mit der Naturheilkunde zu machen, so antworten sie oft überlegen: „Die Naturheilkunde ist nur für Leute, die viel Zeit und Geld haben.“ Und darum greifen sie lieber zu einem fragwürdigen „Mittel“, um ihre Nervenschmerzen loszuwerden. Sollten sie wirklich so beschäftigt sein, daß sie nicht nach dem Aufstehen und vor dem Zubettgehen 10 bis 15 Minuten naden turnen, Sonntags eine längere Wanderung und ab und zu eine Wechselwaschung machen könnten?! Man muß nur wollen, dann gehts auch. Reichliches Lüften der Wohn- und Arbeitsräume und Schlafen bei offenem Fenster bedeutet überhaupt keinen Zeitverlust. Und wenn sie sich des Abendstoppens, des Bohnentaffens und des Tabaks enthalten und Nüsse, Datteln, Feigen und anderes Obst, dazu Salat und Gemüse essen, so leben sie sicher billiger als beim Gebrauch irgend welcher „nervensstärkenden“ Mittel. Die Hauptsache aber ist: sie werden bei solch einer Lebensweise gesund und arbeitsfähig, was sie von irgend welchen „Mitteln“ nie erhoffen dürfen.